

Stefan Fisch 2015: *Geschichte der Europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna*. München: C.H.Beck, brosch., 128 S., € 8,95, ISBN-13: 978-3-406-67667-3.

Ein ehrgeiziges Unterfangen: 1000 Jahre der europäischen Universität, symbolisch über „Bologna“ codiert – als Indiz für Anfang und Ende? – auf 110 Seiten inklusive Zeittafel, kurzer Bibliographie sowie Personen-, Orts- und Universitätsregistern darzustellen, das weckt Respekt, Neugierde und Skepsis zugleich. Die Reihe *C.H. Beck Wissen* hat das Format wie die *Ambition* vertraut gemacht. Stefan Fisch, Historiker in Speyer (nicht zu verwechseln mit Rudolf Fisch, der dort zur Soziologie von Wissenschaften arbeitet), belastet sich zusätzlich mit dem Versprechen, nicht allein eine „Organisationsgeschichte“, sondern auch eine „Geschichte von Wissen und Wissenschaft“ sowie des „grundlegenden Wandels im Wissenschaftsverständnis“ und der „sozialen Veränderungen in dieser Institution“ liefern zu wollen.

Kann man das leisten? Die ersten fünf von zwölf Kapiteln reichen bis ins ausgehende 18. Jahrhundert, sie thematisieren Anfänge und Begriff der Universität im Mittelalter, ihre innere Organisation, das europäische Netzwerk sowie die Inhalte der Wissenschaft bis zur „Frühen Neuzeit“, für die Fisch „Verengung und Erweiterung, Erstarrung und Reform“ (28ff.) konstatiert, also z.B. die Reformen in Halle und Göttingen noch einschließt. Dann folgen vier Kapitel zur „Universitätsreform nach 1800“. Zuerst wird ausführlich und informativ Frankreich abgehandelt, sein dualistisches, gegenüber der europäischen Tradition und dem deutschen Modell so fremdes System von Universität und Grande École bzw. außeruniversitärer Forschung, von der frühen Phase um 1800 bis in die Gegenwart, samt der in der französischen Zone nach 1945 gegründeten Hochschule Speyer als „einzigartige Mischform“. In diesem Teil wird die systemische Varianz der Universität in Europa am deutlichsten sichtbar. Dann kommt die deutsche Situation, „Humboldts Berliner Universität von 1810 in Zielen und Wirkungen“ (52 ff.), wobei der Humboldt-Mythos allerdings eher bekräftigt als aus der Distanz betrachtet

wird, auch im Hinblick auf die „Ausstrahlung [...] in den deutschsprachigen Raum“ (62); aber die Eigenarten der süddeutschen Länder, Österreichs oder der Schweiz zeigen die Vielfalt selbst im deutschen Modell. Das bestätigt sich auch für die „Weiterentwicklungen zwischen Nützlichkeitsansprüchen von außen und Selbsterziehung von innen“ (73ff.), mit einem ausführlichen Abschnitt zum Frauenstudium und zur Entstehung der Technischen Hochschulen, eigenartig kontextfrei. Eine Übersicht über die internationale Entwicklung folgt, nicht nur in den angelsächsischen Ländern und den USA, sondern in der Vielfalt, in der sich die Forschungsuniversität – das ist jetzt ‚Humboldts Modell‘ – weltweit durchgesetzt hat. Die Einheit einer „europäischen Universität“, auf die der Titel anspielt, zeigt sich dabei aber nicht. Das 20. Jahrhundert bis weit nach 1945 folgt in weiteren drei Kapiteln, die sehr auf die deutsche Situation konzentriert und noch hier thematisch eher eng gefasst sind. Fisch sieht das „Verblässen“ der „humboldtschen Universitätsidee“ und „neue Lebendigkeit“ (92ff.), diskutiert Probleme der „Ordinarienuniversität“ (92), die Genese außeruniversitärer Großforschung, das System Althoff und die neue „Fächervielfalt“ (94f.), weitgehend ohne die konkrete Ausdifferenzierung neuer Disziplinen. Nach 1918 sieht er die „tiefe Krise der deutschen Universität in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus“ (99ff.) konzentriert auf Arbeitsmarktprobleme der Akademiker und politische Radikalisierung, „Gleichschaltung“ und „Ideologisierung“ (103ff.) nach 1933 – eine blasse Skizze, die von der intensiven Diskussion über Universität und Staat, Wissenschaften und Nationalsozialismus oder von disziplinspezifischen Problemen wenig zeigt. Der „Wiederanfang 1945 in beiden deutschen Staaten“ (109ff.) bleibt in den bekannten Bahnen der Ost-West-Wahrnehmung, die Neugründungen nach 1960 kommen vor, aber weder findet sich eine Analyse der starken internationalen Expansion der Studentenzahlen noch eine Diskussion der neuen Steuerung zwischen Finanzdesaster, Evaluationspraxis und Exzellenzinitiative. Ebenso wird nicht auf die europäischen Probleme mit den scharfen Krisendiagnosen über die Universität in Italien oder Frankreich eingegangen. Im „Epilog: von Bologna nach Bologna“ (114–116) ordnet sich Fisch mit kritischen Bemerkungen in den Kreis derjenigen ein, die „Bologna“ für die Wurzel allen Übels der heutigen Universität halten.

Wie ist der Ertrag? Irgendwie, so der Gesamteindruck, finden sich die angekündigten Themen, am ehesten noch für die Geschichte der Organisation, am wenigstens für die des Wissens und des Wissenschaftsverständnisses, aber doch nur in dem Maße, wie der knappe Umfang vermuten ließ: Der Leser erhält das Bekannte, gut lesbar, aber eher eine Skizze der Daten, Themen und Probleme der europäischen Universität in ihrer Entwicklung als eine Geschichte der Institution, gar einzelner Einrichtungen. Nur, die systematisch

versprochenen Themen findet man nicht, auch (reihentypisch) keine Anmerkungen oder dezidierte Hinweise im Text auf Quellen und Literatur, so wenig wie eine Verortung in den aktuellen Forschungsperspektiven. Auch von einem ersten Überblick, wie ihn die Reihe verspricht, hätte man mehr erwartet.

Damit die Kritik verständlich wird: Für die Geschichte der Organisation sind die Hinweise zur Universität als *societas magistrorum et scholarium* wichtig, aber schon bei Humboldts Modell geht diese Analyseperspektive verloren; denn die von Beginn an – und gegen Humboldts Versprechen – höchst asymmetrische Struktur zwischen Professoren und Studenten, ordentlichen Professoren und Privatdozenten, die „Ordinarienuniversität“, sieht der Text erst am Ende des 19. Jahrhunderts, die Varianz dieses Themas wird nur für Frankreich angedeutet, aber nicht komparativ diskutiert. Das gilt auch für die Zugangsverfahren: Das Abitur, der deutsche Sonderfall, kommt natürlich vor, aber dass es „schon seit 1788 einen normierten Zugang zum Studium eröffnete“ (55) ist schlicht falsch, das gilt erst nach 1834 (die einschlägige Literatur fehlt) und vergleichend wird auch hier nicht analysiert (z.B. die Aufnahmep Praxis angelsächsischer Universitäten). Die Rück-Wirkungen auf Schule oder soziale Ungleichheit werden nur an Bourdieu-Zitaten für Frankreich, nicht als Systemproblem Europas (oder gar der USA¹) diskutiert. Auch „soziale Veränderungen“ sind wenig präsent, weder die Rekrutierung der Professoren noch die Karrieren der Mitarbeiter noch die Sozialstruktur der Studenten. Das Frauenstudium wird zwar ausführlich behandelt, aber eher auf Einzelpersonen bezogen als in der strukturellen Problematik, die Geschichte der Studentenschaft kommt nur in den Verbindungen oder in seltsamen Aufnahme Ritualen französischer Eliteinstitutionen vor. Insgesamt wird, nicht nur für Deutschland, wo es vorzügliche Daten und Analysen gibt,² die breite internationale Forschung nahezu völlig ignoriert.³

Bei der „Geschichte von Wissen und Wissenschaft“ ist die Lage nicht anders. Für die Inhalte des Studiums vor 1800 liest man, erwartungsgemäß, von den Autoritäten und klassischen Texten, aber nichts über die Differenzierung der Rollen von Geistlichen, Gelehrten und Intellektuellen oder über Zweifel und Skepsis, die schon hier präsent waren,⁴ oder über die so irritierende Nähe von apokryphen und hermetischen Texten zum Ursprungsimpuls neuzeitlicher Wissenschaft. Auch der weitere „Wandel im Wissenschaftsverständnis“ ist nicht gegenwärtig: Kant wird mit seiner Fakultätsschrift erwähnt, sonst nicht, weder Hume noch Descartes kommen vor, die Theoretiker der *moral sciences*, der Geistes- oder der Sozialwissenschaften auch nicht. Aber zum Forschungsimperativ (Steven R. Turner fehlt nicht) gehört neben den Praktiken der Forschung und Berufungskriterien, neben Labor, Seminar und Ausbildung auch diese Selbstthematizierung der

Wissenschaften, eingeschlossen die Konflikte über die Leitdisziplinen. Mathematik regiert im französischen System, aber Alexander von Humboldt positioniert schon 1828 die Naturwissenschaften gegen die philosophierende Spekulation, nichts davon findet man.

Dafür immer neu Humboldts Modell, obwohl die Kritik am „Mythos“ in der Literaturliste mit Ashs Edition präsent ist. Dennoch leben die Mythen der Selbsterziehung, der Zweckfreiheit und der Distanz gegenüber dem Beruf im Text stärker als die von Beginn an zentrale Anbindung an Berufe und nachuniversitäre Praxis. Der nüchterne Blick auf die Realität wird erst spät eingeführt, nicht schon, wie es notwendig wäre, für den Anfang. Und wenn schon Idee, warum nicht – auch das ist europäisch – John Newmans Idee der Universität als funktionales Äquivalent oder aktuell die „unbedingte Universität“,⁵ natürlich kontrastiert mit der breiten Kritik an der Argumentation mit der „Idee“ der Universität.⁶ Auch das Fazit, in der bekannten Kritik an „Bologna“, erneuert eher den Mythos, diskutiert aber nicht einmal, dass hier der „europäische Hochschulraum“ (so die Bologna-Erklärung) und nicht die Universität Thema wurde, dass die deutsche Referenz inzwischen ein „differenziertes Hochschulsystem“ (wie der Wissenschaftsrat 2010 sagte) ist, in dem der Ort der Universität selbst in der Forschung, ihrer Spezifik in der Moderne, zwischen Hochschulen, außeruniversitärer Forschung und der Industrieforschung gar nicht mehr präzise sichtbar wird. Erstaunlich ist schließlich, dass ein Experte der Verwaltungsgeschichte angesichts des Bologna-Prozesses nicht einmal problematisiert, dass wesentliche Veränderungen von den europäischen Institutionen ausgehen, die in ihren Vertragstexten ausdrücklich sagen, dass sie in die nationale Tradition der Bildungseinrichtungen nicht eingreifen dürfen,⁷ sie de facto aber an ihr Ende bringen.

Insofern kann man resümieren, dass dieses Buch zwar basal orientiert, die Leser aber eine Geschichte erhalten, die sehr konventionell denkt und die Brisanz der Universität als einen Ort nicht zeigt, in dem Wissenschaft in Konflikten erzeugt, in ihren Standards durchgesetzt und folgenreich praktiziert wird. Selbst die Titelfrage, ob man von einer „europäischen“ Universität nach 1800 überhaupt sprechen kann, bleibt schon angesichts des französischen Modells offen, Vielfalt wird konstatiert, nicht analysiert. So gibt es am Ende keine Geschichte, die den Strukturen, Leistungen und Problemen der europäischen Universität inspirierend, thesenhaft vielleicht sogar zugespitzt nachgeht, um trotz der Kürze der Darstellung die Anregung zur Weiterarbeit nicht zu verfehlen, sondern nur eine blasse Skizze.

Heinz-Elmar Tenorth, Berlin

Podolsky, Scott H. 2015: *The Antibiotic Era. Reform, Resistance and the Pursuit of a Rational Therapeutics*. Baltimore: Johns Hopkins Press, geb., xii+309 S., \$34.95, ISBN-13: 978-1-42-141593-2.

Scott Podolsky's *Antibiotic Era* provides an excellent overview of post-war medical antibiotic use in the USA. Reconstructing an era of expanding antibiotic consumption and bacterial resistance, Podolsky analyses the rise of the clinical trial and the power struggles between physicians, the pharmaceutical industry and the *Food and Drugs Administration* (FDA). The book comprises five chapters. While the first four chapters deal with the development of US antibiotic use and the regulatory conflicts accompanying it, the last chapter focuses on the parallel history of increasing bacterial resistance and resulting control measures. Podolsky's innovative focus on antibiotics' fate in the hands of physicians, regulators, and industry representatives provides a valuable addition to existing science and technology-focussed historiography such as Robert Bud's influential *Penicillin Triumph and Tragedy* (2009).

The first chapter, "The Origins of Antibiotic Reform," describes the development of a heterogeneous group of infectious disease experts during a time of receding government controls and increasing ties between the pharmaceutical industry and academia. Fuelled by the advent of patentable broad-spectrum antibiotics, the 1950s saw pharmaceutical manufacturers compete for physicians' custom. For infectious disease experts like Maxwell Finland, manufacturers' marketing of inefficacious fixed-dose combination antibiotics, however, resembled "Antibiotic Abandon" (37). By the mid-1950s, a group of "therapeutic rationalists" (*ibid.*) began to criticise the marketing of inefficacious products as well as FDA licensing in an attempt to rationalise antibiotic use. According to Podolsky, the 1956 launch of Pfizer's *Sigmamycin* provided the decisive spark for reformists' campaign.

Chapter Two, "Antibiotics and the Invocation of the Controlled Clinical Trial," describes the clashes between therapeutic rationalists and Henry Welch, the director of the FDA's Antibiotics Division, who supported industry marketing. Both sides soon engaged in a wider conflict about the empirical value of medical testimonies as opposed to clinical trials. Despite personal doubts regarding the conditions under which trials were conducted, researchers like Finland used the authority of clinical trials as an argument in their campaign against so-called irrational drugs. Podolsky also shows that the downfall of irrational drugs was ultimately due to Finland's skilful use of press contacts and growing public concerns about immoral marketing.

The third chapter, "From Sigmamycin to Panalba: Antibiotics and the FDA," describes the subsequent struggles to define rational therapeutics. In

1962, therapeutic reformists' demands were seemingly fulfilled by the enactment of the Kefauver-Harris Amendment to the US Food and Drugs Act. One of the Amendment's main reforms was to mandate pre-marketing efficacy trials for new drugs. However, it remained unclear what the "adequate and well-controlled investigations" (86) stipulated by the Amendment actually meant. Following its failure to ban irrational combinations in 1963 and 1966, the FDA initiated the external *Drug Efficacy Study Implementation* (DESI) process to review drugs marketed prior to 1962. Meanwhile, opponents continued to clash over the nature of "well-controlled" investigations, which the FDA had attempted to define as "controlled (e.g. double blind) studies in specific disease states" by clinical experts alongside "proper controls (e.g. randomization and placebos)" in 1963 (104). With Upjohn fiercely opposing the ban of its fixed-dose combination drug *Panalba*, the FDA's authority to restrict irrational drugs was judicially confirmed only in 1970.

Chapter Four, "*Rational' Therapeutics and the Limits of Delimitation*" traces the subsequent fragmentation of the first era of antibiotic reform. With the FDA judicially authorised to withdraw inefficacious drugs, discussions soon centred on inappropriate prescriptions by medical practitioners and their effect on healthcare costs and bacterial resistance. However, focussing on physicians' prescription habits increased existing town versus gown tensions between practitioners and academics within US medicine and divided antibiotic reformers and regulators. Supported by former antibiotic reformers such as Louis Lasagna, many physicians and pharmaceutical companies resented increasing government oversight and advocated a free drug market. Their campaign was successful: attempts to limit chloramphenicol prescriptions and establish national antibiotic guidelines both failed. While US authorities subsequently abandoned attempts to control physicians, remaining antibiotic reformers focussed their efforts on individual antibiotic reduction campaigns and educational measures.

The fifth chapter, "Responding to Antibiotic Resistance", deals more extensively with antimicrobial resistance. For Podolsky, Americans' response to antimicrobial resistance can be divided into four phases: a first phase of uncoordinated calls for prescription restraint in the face of staphylococcal resistance from the 1940s to 1963; a second phase of warnings about so-called infectious resistance (horizontal resistance) and growing calls for restrictions of irrational prescriptions from 1964 to 1980; a third phase of increasingly coordinated warnings about globalised infectious resistance from 1981 to 1992; a fourth phase from 1992 to the present, in which antibiotic resistance became politicized and resulted in heterogeneous regulatory measures. Following the failure of early rationalists' to address prescription practices, the late 1970s saw campaigners like Stuart Levy link resistance concerns to discourses of environmental pollution. Although growing warnings resulted in the

formation of resistance surveillance programs during the 1990s, few measures to curb resistance have emerged other than supporting new drug development.

Arguing for a stronger role of history in shaping regulations, Podolsky concludes his book by reflecting on the role that concepts of the rational have played in the history of antibiotic regulation. Despite the rise of contemporary evidence based medicine, definitions of the rational continue to vary from country to country and remain bound to specific cultural-structural settings.

While this is true, the point could have been made more poignant by international comparisons. In order to explain why US regulators found it so hard to regulate the antibiotic market below the manufacturing level, it might have been helpful to contrast US responses with those chosen in more centralist medical systems. The absence of data provided by centralised health care systems might also help explain why the FDA placed such a strong emphasis on allegedly neutral advisory committees and trials when faced with judicial or congressional opposition. Because of the book's strong focus on the nature of evidence, it would also have been interesting to see a more detailed analysis of the cultural reasons for US physicians' opposition to regulatory oversight. The tale of their opposition might thus have been linked to the controversies about the so-called drug lag and the contemporary shift towards neoliberalism. But these are minor caveats.

In sum, Podolsky's *Antibiotic Era* successfully highlights the difficulties of 20th century drug regulation, the quandaries of evidence and the changing pharmaco-medical landscape of the USA. Going beyond existing accounts, Podolsky emphasizes how individual experts and cultural parameters shaped US antibiotic regulation. The result is a highly readable book, which will hopefully be studied by physicians, regulators and the public alike.

Claas Kirchhelle, Oxford

Weidner, Tobias 2012: *Die unpolitische Profession. Deutsche Mediziner im langen 19. Jahrhundert.* [= Historische Politikforschung 20] Frankfurt am Main: Campus, brosch., 447 S., € 49,90, ISBN-13: 978-3-593-39746-7.

Deutsche Mediziner im 19. Jahrhundert – eine unpolitische Profession? Dieser Titel lässt aufhorchen. Rudolf Virchows in letzter Konsequenz fatales Wort von 1848 „Die Medizin ist eine soziale Wissenschaft, und die Politik ist nichts weiter als Medizin im Großen“ wird auch heute noch zitiert. Im Niederrheinischen Verein, später im Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege sorgten Ärzte mit Ingenieuren und Kommunalpolitikern für die hygienische Infrastruktur der Städte. Robert Koch setzte als Militärarzt durch, dass die Aufmarschgebiete im Südwesten des Deutschen Reiches in großen

Feldversuchen für einen etwaigen Krieg gegen den „Erbfeind“ Frankreich bakteriologisch saniert wurden. Aber auch das Gegenteil ist wahr. Zu allen Zeiten gab es berühmte Zeitgenossen, die vor einer Politisierung der Ärzteschaft warnten. Virchow nahm alsbald Abstand von seinen vehementen politischen Invektiven der Revolutionszeit und erklärte Medizin und Politik zu getrennten Sphären. Max von Pettenkofer, die experimentelle Hygiene und die öffentliche Gesundheitspflege wirkten über ihre naturwissenschaftlichen Argumente. Und Robert Koch schrieb – wie an der Sprache der damals neuen bakteriologischen Zeitschriften noch heute in den ersten Zeilen zu bemerken – nur über das, was er auf seinem Objektträger im Mikroskop sah.

Trotz allem: In den Fach- und Standesgesellschaften schickten sich die Ärzte im Laufe des 19. Jahrhunderts an, das Monopol der medizinischen Versorgung zu erobern. Heute gibt es keine Passage des menschlichen Lebens, über die Ärzte und die Medizin nicht die Deutungshoheit und exklusive Handlungsmacht besäßen. Politik also – ja oder nein? Wie findet Tobias Weidner in dieser historischen Gemengelage einen klaren und nachvollziehbaren Weg, um seine Hypothese in seiner aus dem Bielefelder SFB „Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte“ hervorgegangenen Dissertation zu stützen?

Weidner möchte „eine neue Perspektive auf das Verhältnis der Mediziner zur Politik“ gewinnen (10). Im Fokus seiner Untersuchung steht daher die Frage, „was für Politikverständnisse Mediziner, Ärzte und Hygieniker artikulierten, und was sie *taten*, wenn sie sich auf eine bestimmte Art zur Politik positionierten“ (ebda.; Hervorhebungen im Original). Die grundlegende These des Buches lautet:

Im Laufe des 19. Jahrhunderts rückten explizite Positionierungen zur Politik in den Fokus der Einforderung von professioneller Autonomie und Deutungshoheiten. Sie grenzten sich dabei entweder radikal von der Politik ab oder verfolgten Strategien der Aneignung, die im Entwurf szientokratischer Politikmodelle gipfelten: Die Politik sollte letztlich durch Wissenschaft ersetzt und in wissenschaftlich fundierte Sachfragen aufgelöst werden (11).

Im Zentrum der Untersuchung steht daher das Wort „Politik“. Dabei ist klar, dass nicht jede Verwendung des Wortes Politik politisch ist und Politik durchaus ohne Verwendung des Politikvokabulars betrieben werden kann (15). Sein Material findet Weidner in ausgewählten medizinischen Fachjournalen der Zeit (24–27). Nach der stringenten Einleitung (9–36) führt Weidner den Leser zügig durch die Zeiten: „Zwischen den Revolutionen (1789–1848)“ zeigt im zweiten Kapitel die „Suche nach dem Politischen“ auf (37–97). „Medizin als Politik oder Politik als Problem“ behandelt die Revolution von 1848/49 (98–157). In diesem Kapitel nimmt selbstredend Rudolf Virchows politische Sturm- und Drangzeit samt der wachsenden Ambivalenz des

Politischen eine besondere Rolle ein. Die „Reaktionszeit“ (158–187) und die Zeit bis zum Kaiserreich (188–250) behandeln die Pathologisierung des Politischen und dessen Ersatz durch die Wissenschaft. Die sprachliche Entpolitisierung der Medizin bei gleichzeitigem „politischen Beigeschmack“ (192) und das neuerliche Eindringen einer wertbesetzten Diskussion in die Medizin über die Moralphysik sowie die völlige Szientifizierung in der Bakteriologie stehen im Mittelpunkt. Im nachfolgenden sechsten Kapitel wird unter dem Begriff der „Klassischen Moderne“ die „Politisierung zwischen Abwehr und Aneignung“ behandelt (251–328). Die Verwissenschaftlichung des Sozialen bot den Raum, auch politische Konnotationen in den scheinbar unpolitischen Bereich der Wissenschaft zu ziehen. Das abschließende Kapitel „Weltkrieg und Revolution“ steht unter den Leitbegriffen „Partizipation und Szientokratie“ (329–381). Auch hier führt der Weg in szientokratische Modelle. Eine Zusammenfassung „Politik als Problem – Politikkritik als Strategie“ (382–393) sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (393–446) schließen die Arbeit ab. In sich sind die einzelnen Kapitel klar durchstrukturiert und jeweils durch Ausblicke oder Zusammenfassungen rasch zu erschließen.

Das Vorhaben, die eingangs angedeutete, kaum fassbare Problemstellung allein über das Wort Politik und dessen Vorkommen in bedeutenden Fachjournalen der Zeit erfassen zu wollen, stimmt zunächst skeptisch. Zum Glück folgt nicht jene befürchtete Analyse, nach der Worte, Worthäufigkeiten und Wortverbindungen als Schlüssel zur Lebenswelt angesehen werden. Vielmehr gelingt es Tobias Weidner, sein Quellenmaterial durch eine breite und klar geführte Diskussion mit der vorhandenen Literatur nach den verschiedensten Seiten hin zum Sprechen zu bringen – und zwar besonders dann, wenn durch den Nichtgebrauch des Stichwortes die zugrundeliegenden politischen Implikationen im wissenschaftlichen Gewande wieder auftauchen und in den Taten der Protagonisten deutlich werden. Die auch heute noch gültige Konsequenz lautet: Gerade dadurch, dass Mediziner, Ärzte und Hygieniker das Wort Politik mieden und – außerhalb des politischen Tagesstreits – wissenschaftliche Argumente und deren technisierbare Folgen in der individuellen und öffentlichen Gesundheitssicherung anführten, trieben sie ihre Professionalisierung und die letztlich Monopolisierung von Krankenbehandlung und Gesundheitssicherung voran. Tobias Weidner kann mit seiner Untersuchung viele verstreute Aspekte zum Verhältnis von Medizin und Politik, die in unterschiedlichen medizin- und sozialhistorischen Untersuchungen angedeutet sind, in ein klares Licht tauchen. Die stringente Konzeption und Gliederung sowie die klare Sprache machen das Buch zudem leicht zugänglich.

Nun soll hier auch kritisiert werden: Es fällt auf, dass Weidner die Ausweitungen des Gesundheitsfürsorge und der Gesundheitspolitik hin zu einer umfassenden Sozialpolitik als Konsequenz des Ersten Weltkrieges

unzureichend behandelt. Hier liegt der Schlüssel, nicht nur bestimmte Gruppen, sondern die gesamte Gesellschaft durchdringen zu können. Die Standardwerke zur Geschichte der Armenfürsorge von Christoph Sachße und Florian Tennstedt hätten hier weiter geholfen.

Alfons Labisch, Düsseldorf

Anmerkungen

- 1 Exemplarisch dafür Karabel (2005).
- 2 Eine exzellente Übersicht bietet Lundgreen (2006).
- 3 Die beeindruckende Pionierarbeit von Stone (1975) wird genannt, aber nicht genutzt.
- 4 Perler (2012) und Perler (2006).
- 5 Horst et al. (2010).
- 6 Dazu Rothblatt (1997).
- 7 Details dazu bei Odendahl (2011).

Literatur

- Horst, Johanna-Charlotte et al. (Hg.) 2010. Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee. Zürich: diaphanes.
- Karabel, Jerome 2005. *The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton*. Boston/New York: Houghton Mifflin Company.
- Lundgreen, Peter (Hg.) 2006. *Bildungsbeteiligung: Wachstumsmuster und Chancenstrukturen 1800-2000*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Odendahl, Kerstin (Hg.) 2011. *Europäische (Bildungs-) Union?* Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Perler, Dominik 2006. *Zweifel und Gewissheit. Skeptische Debatten im Mittelalter*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Perler, Dominik 2012. *Zweifel und Gewissheit. Skeptische Debatten im Mittelalter*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Rothblatt, Sheldon 1997. The idea of the idea of a university and its antithesis. In: Sheldon Rothblatt (Hg.). *The Modern Universities and its Discontents. The Fate of Newman's Legacies in Britain and America*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–49.
- Stone, Lawrence (Hg.) 1975. *University in Society*. 2 Bde. Princeton: Princeton University Press.